

Huis clos im Sommerhaus

Von Verschlüssen und Öffnungen

Stephanie von Hayek

Vortrag anlässlich des Kongresses der Freud-Lacan Gesellschaft: „Gehöre ich dazu?
Gesellschaftliche und familiäre Bindungen heute“, 1.-3.12.2023, Universität der Künste, Berlin
Abdruck oder Vervielfältigung nur nach Genehmigung der Autorin.

(1)

Wie kommt die *huis clos* ins Sommerhaus? Das ist die ganze Frage.

Ich möchte mit einer Geschichte beginnen.

Lange habe ich nicht mehr an Onkel Victor gedacht. Anfang des Jahres hatte ich ihn aufgesucht, da mir vor einigen Monaten Großmutter wieder in den Sinn gekommen war. Es war nicht das erste Mal, dass sie auftauchte, wenn ich in meinem Leben nicht weiterkam. Ich dachte dann immer gleich an das verhasste Wort Haus-Frau, an diese Form der Gefangenschaft, an der Großmutter ohne Zweifel gelitten hatte – Dienen und Bedienen, das lag ihr nicht, sie war mit Dienstmädchen aufgewachsen – und die vielleicht ein Grund für ihre unberechenbaren und ungerechten Launen gewesen war, neben dem, was sie auf keinen Fall hatte werden wollen: Mutter. Ärztin hatte sie werden wollen, sie war hilfsbereit, half gerne, nur nicht jedem. Ihr Vater sagte: Du heiratest und bekommst Kinder. Medizin sei nichts für eine Frau. Über den Vater hörte man sie nie schlecht reden. Über die Mutter schon und – den Bruder.

Kurz nach ihrem Tod stand sie eines nachts in diesem Haus am See in Tallbacka dessen Möbel mit Tüchern verhangen waren, des Winters wegen, es war ja ein Sommerhaus. Großmutter El mit einem schmalen Paket unter dem Arm und in dieser energischen Haltung, die ihr eigen war, als wollte sie mir etwas mitgeben. Großmutter ist schon lange tot.

Am Telefon sagte ich zu Onkel Victor, dass ich zu einer Recherchereise in das kalte Finnland aufbrechen wollte, es gäbe da etwas zwischen Großmutter und mir, eine verschlossene Tür.

Onkel Victor sagte spontan, dass es gut, vielleicht sagte er auch schön wäre, an seine genauen Worte erinnere ich mich nicht mehr, wenn man sie, El, etwas mehr verstehen könnte. Er erzählte von Briefen im Familienarchiv, Briefe, die El, einst von einem Wehrmachtsoffizier bekommen hatte und von deren Existenz ich nichts wusste. Sie interessierten mich gleich brennend.

Es war ein Januar mit viel Schnee. Tallbacka mit seinen alten Holzvillen und Kiefern lag eingehüllt in eine weiße Decke. Ich hatte vergessen, wie glücklich mich Schnee macht. An meinem zweiten Abend fischte Onkel Victor zwei Bücher aus seiner Bibliothek, dem vielleicht

schönsten Ort seines gemütlichen Zuhauses. Großmutter hatte sie als junges Mädchen von deutschen Urlaubern bekommen. Da diese weder Weihnachten noch den Sommer zu Hause verbringen konnten, öffneten die Finnen damals 1943 und 1944 ihre Türen für den deutschen Waffenbruder und ließen ihn teilhaben an Weihnachten und *julafton*. In Tallbacka wohnten damals viele Deutsch-Finnländer, auch Deutschbalten, die Kremps und die Gujawskis und die Kipps und eben die Esterblats, bei denen irgendwann, keiner weiß genau wann, noch weniger wie, das Feste verlorenging.

Im Oktober 1944 musste der deutsche Waffenbruder aufgrund des Separatfriedens, den Mannerheim mit der Sowjetunion schloss, vertrieben werden. Stalin ging die Vertreibung des Feindes zu langsam, er verlangte, dass die Finnen Krieg führten gegen den einstigen Verbündeten. Dort, wo sie gemeinsam an Brücken und Straßen und Schutzwällen gegen den bolschewistischen Feind gearbeitet hatten, im Norden des Landes, in Lappland, unter der Organisation Todt, hinterließen die Deutschen dann eben dies, verbrannte Erde, Schutt und Asche. Diejenigen, die nur die deutsche Staatsbürgerschaft besaßen – auch wenn sie schon lange in Finnland gelebt hatten – wurden interniert, mussten ihr Hab und Gut, sogar das Sparschwein der Kinder hergeben, und auf den Straßen war es besser, kein Deutsch zu sprechen, wie 1939 auch schon, nur aus anderen Gründen.

Wohin sollte und durfte man gehören? Großmutter wusste jedenfalls, was sich gehörte und was nicht und wer ausscherte und es nicht wusste und sich nicht daranhielt. Was immer dieses Daran war.

Die Bücher, die Onkel Victor aus seiner Bibliothek zog und mir vergnügt überreichte, hießen, erstens: Kampf am Polarkreis, zweitens: Männer. Großmutter hatte gerne geflirtet und Unterhaltungen mit dem anderen Geschlecht genossen. Das Buch mit dem verheißungsvollen Titel stellte sich als ebenso langweilig und unlesbar heraus wie die Polarkreisgeschichte. Beide handelten von im Pathos beschriebenen Taten deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg. Was ein Mädchen im Alter von zwanzig mit dieser Art Lektüre sollte, diese Frage stellten sich die Schenker vermutlich nicht. Gelesen hat Großmutter sie mit Sicherheit nicht. Stinklangweilig hätte sie gesagt und sich geschüttelt.

Ich unternahm noch einen weiteren Versuch, mehr über Großmutter und ihr Verhältnis zu diesen Urlaubern zu erfahren, stellte Fragen zu einem Foto, das Onkel Victor aus seinem Familienarchiv holte. Es waren zwei schwarz-weiß Fotos, die in einem Rahmen aus Plexiglas steckten, Fotos von einem Soldaten in Uniform, einmal im Sommer, das andere Mal im Winter. Harry. Ich merkte an, dass Großmutter Harry immerhin in einen Rahmen gesteckt und aufgestellt hatte. Damals habe man sich auch Poster von Jean Sibelius ins Haus gehängt, das sei Mode gewesen. Als ich wieder eine Frage stellte, fragte er mich, ob ich die Vertonung des

Wittgensteinschen Satzes kannte, den der finnische Komponist und Sänger Numminen mit seinem schwungvollen Orchester fröhlich singt: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ Er zeigte es mir.

Und damit war dann alles gesagt.

Indem ich Großmutter El, Mutter El, Tochter El aus etwas herausführen wollte, und indem ich sie herausholte, damit wollte ich mich herausführen aus etwas, das mit Ohnmacht und Machtlosigkeit zu tun hatte, als ob doch ein Rest geblieben wäre, irgendwo. Immer noch. Noch immer. Längst hatte ich gedacht im Sommerhaus zu wohnen ... Wie war das alles gekommen?

(2)

„Eine menschliche Gesellschaft ist stets ein Wahnsinn gewesen,“ sagte Lacan 1968 in Bordeaux (81), aber, möchte man hinzufügen, muss sie so wahnsinnig sein, so selbstzerstörerisch? Wie ist das gekommen? Wie ist diese Regression der Massen, wie das Sich-Verschließen und das Sich-Verbarrikadierens zu verstehen? Warum schließen sich Türen zu Räumen, die Orte der Begegnung waren, in denen Sprachen unterrichtet und Kultur vermittelt wurde?

„Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg.“ Diese freudsche Erkenntnis, vorletzter Satz seiner Antwort aus dem Briefwechsel mit Einstein „Warum Krieg?“ dürfte den Ministern des Auswärtigen Amtes und des Finanzministeriums nicht bekannt sein, sie hätten die Türen der Goetheinstitute in Bordeaux und Lille, Triest und Genua und Washington und einigen anderen Städten wohl nicht geschlossen. Sie sagen: von irgendwoher muss das Geld ja kommen.

Max Horkheimer und Theodor Adorno stellen in der Vorrede der „Dialektik der Aufklärung“ fest, es ist das Jahr 1969: „In der Periode der politischen Spaltung in übergroße Blöcke, die objektiv dazu gedrängt werden, aufeinander zu prallen, hat das Grauen sich fortgesetzt.“ Sie stellen die Frage „warum die Menschheit, anstatt in einen wahren menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt“ und fragen danach, wie es zur „Selbstzerstörung der Aufklärung“ kommt.

Nun haben wir es wieder mit Gesellschaften zu tun, die sich zweiteilen, in vermeintlich „einfache“ Einheiten wie Freund und Feind, Herr und Knecht, wir und die anderen, Opfer und Täter.¹ Das Verfolgen der einen Wahrheit, die Entscheidung für einen Block, in dem man dann wohnt oder sollte man besser sagen: haust. Adorno und Horkheimer nennen diese gesellschaftliche Tendenz in „Elemente des Antisemitismus“ die „selbstzerstörerische Affinität

¹ Der nazifreundliche Staatsrechtler Carl Schmitt hat eben das als Kriterium des Politischen entworfen, die Fähigkeit zwischen Freund und Feind unterscheiden zu können. Das dem nicht so sein muss, im Gegenteil, zeigt Stéphane Habib.

zur völkischen Paranoia“ der „technologisch erzogenen Massen“. Mit dem aufkeimenden Antisemitismus ist die „aufgeklärte Zivilisation“ zurück in der Barbarei.

In unserem Text für diese Konferenz heißt es: „Eine Art Zwei-Personen-Psychologie, die sich auf Sympathiestreben, Liebeswerben und Rivalität fixiert, empfindet die symbolische Ordnung nicht als ein hilfreiches, regulierendes Drittes, sondern als Störfaktor.“ Die Sprache stört. Goethe, er soll jetzt nach Texas. Ein Streben nach Zwei statt der rettenden Drei, statt Exekutive, Legislative, Judikative oder Ich, Über-Ich, Es. Etwas verschließt sich gegenüber dem Anderen, an einer Schwelle bleibt es stehen, Diskurse richten sich in einem nihilistischen Denken ein. Darin liegt keine Einladung gemeinsam zu denken, mitzudenken, Zweifel zu äußern, Argumente auszutauschen und sich vom anderen anregen zu lassen. Und das ist apolitisch, ja asozial. Der Zweifel wird unter einer Decke des Asphalts begraben und der Maulwurf, der die Erde lockert und diese blöden Hügel aufwirft, wird mit Gift vertrieben. Monokulturen.

Die Psychoanalytikerin Colette Soler stellt in ihrer Freud-Vorlesung von 2021 fest:

„Allgemeinheit ist heute zweitranging“, das heißt Gesellschaft, Kultur, das Soziale, die *cultura animi*, die laut Hannah Arendt, uns befähigt, uns um die Dinge der Welt zu kümmern.

Ein Theologenfreund sagte mir kürzlich, dass man heute beim vorletzten Buch der Bibel aufgehört hat zu lesen, nämlich bei der Apokalypse, von der wir heute noch hören werden. Die apokalyptischen Boten heißen Gog und Magog. Von Gog heißt es, er käme aus dem Magog. Man kann „demagog“ hören im Französischen oder „de magog“ oder „de ma gog“, aus meinem Gog. Da liegt etwas übereinander, klebt zusammen und bildet etwas Hermetisches. Wir beide gegen den Rest der Welt. Es wird erzählt, dass Alexander der Große die Ungeheuer Gog und Magog in ein Verlies aus herabgestürzten Bergen einsperrte und die offen gebliebene Stelle mit Eisen und Kupfer schloss, dem Alexandertor. Gog und Magog haben es offenbar geschafft auszubrechen, sich zu befreien, sie sind hervorgekrochen aus ihrem Verlies. Gemeinsam haben sie ihre *huis clos* verlassen.

(3)

„Huis“ ist ein altes Wort für Tür. Im Strafrecht bedeutet *huis clos*: ohne Öffentlichkeit. Es ist eher die Ausnahme, wenn die Öffentlichkeit ausgeschlossen wird, und es betrifft vor allem das Strafrecht. Ob ein Verfahren ohne Öffentlichkeit abgehalten wird, entscheidet der Richter. Dies kann Fälle von Vergewaltigung betreffen, der Verteidigung der nationalen Sicherheit oder, wenn es um Minderjährige geht.²

² Früher, als Abtreibung strafbar war, wurde über dieses „Verbrechen“ der Frau, hinter verschlossenen Türen verhandelt (vgl. dazu den Film von Agnès Varda: *Die eine singt, die andere nicht*).

Im Deutschen wird „huis clos“ mit geschlossener Gesellschaft übersetzt, auch hinter verschlossenen Türen.³ Unter geschlossener Gesellschaft wird ein elitärer Club, eine Elite, ein closed shop verstanden. Es geht um eine kleine Anzahl feststehender Gäste. Und diese Gäste bekommen etwas Besonderes: Ein Essen, Getränke, vielleicht Pralinenschachteln und besonders gute Kuchen. Sie werden bevorzugt.

Huis clos kann ein innerer, äußerer und ein existentieller Ort sein.

Meistens denkt man als erstes an Sartres Theaterstück, das auf Englisch „no exit“ heißt. Keine Ausfahrt. Kein Not-Ausgang. In seinem Drama geht es um das Absurde der menschlichen Existenz. Estelle fragt: „Warum hat man uns zusammengebracht? Ich hatte Familie erwartet.“ Garcin fragt: „Pourquoi sommes nous ensemble? Il faut le savoir. Wir müssen dahinterkommen!“ Am Ende öffnet sich die Tür, aber die Figuren bleiben an der Schwelle stehen und treten nicht hinaus, nicht in die Freiheit. Sie sind für immer zusammen. Sie lassen sich wieder verbarrikadieren. Die Menschen kommen aus der Nummer nicht raus.⁴

Auf Französisch heißt *se braquer* (umgangssprachlich): verschlossen, auf stur schalten. Das Gekränktsein, das heute in Mode ist, ist auch eine geschlossene Tür, jeder bleibt bei sich, chez soi. Keiner geht auf den anderen zu.

Im **Inneren** kann man eine geschlossene Gesellschaft als einen Chor denken, der aus bestimmten Stimmen besteht, die zusammenkommen, zusammen singen, reden, sich austauschen. Stimmen, die danach suchen, etwas geradezurücken, Rache und Vergeltung suchen, die Antworten wissen, *nachträglich*, denn solch eine geschlossene Gesellschaft, die sich im Kopf aufführt, trägt nach.⁵ Das Eingeschlossene hat keine Verbindung nach draußen, kann mit dem großen Ganzen nichts anfangen.⁶

Als **äußeren** Ort kann man sich die huis clos als einen fensterlosen Ort vorstellen, eine geschlossene Anstalt etwa, in der sich grauenhafte Dinge abspielen können, ein mit der

³ Hinter verschlossenen Türen zeigte das israelische Militär der deutschen Außenministerin die Filme der Hamas und ihre Gewalttaten. Später trat sie mit dem Satz „Wir sind alle Israelis“ vor das Mikrophon.

⁴ Garcin, Inès, Estelle proben den Ausbruch aus dem Totenreich. In dem schwarz-weiß Film von Jacqueline Audry wird die Beklemmung spürbar: der Rauch beim Blick aus dem Fenster, der Spiegel, in dem kein Bild auftaucht. „Wie kann ich mich dann ertragen?“, fragt Garcin, für Estelle muss Inès Spiegel sein. Man schläft nicht, es gibt keine Folterinstrumente, man putzt sich keine Zähne, keine Tränen, Trostlosigkeit, keine Freundschaft. „Ici on n’a jamais soif...“ Aber: „Tous nos clients sont libres“, sagt der Türsteher des Hotels. Inès ist der Meinung es handelt sich um Personaleinsparungen des Folterknechts, der würde nämlich fehlen. „Also sind wir es, jeder für den anderen.“ Es gibt Eifersuchtsszenen. Garcin und Estelle küssen sich. Inès flippt aus: „Sie gehört mir!“ Der Satz fällt noch einmal, von Garcins toter Frau: „Er gehört mir. Il est à moi.“

⁵ Und es kann sein, dass das, was da geredet wird, in seiner ganzen Berechnung herauskommt zu den realen Anderen. Vgl. etwa den Mord an dem Arzt Weizsäcker. Der Mörder plante seine Tat über Jahre hinweg und sammelte ganz bestimmte Beweise.

⁶ So bleiben die Figuren einander und „ihrem Sadismus, Anflügen von Solidarität, ihrer Angst und ihrem Hass“, ausgeliefert heißt es auf Wikipedia. Wenn Garcin am Ende die letzten Worte „also – machen wir weiter“ sagt, hat sich ihre Lage nicht verändert: Sie werden ihre Notgemeinschaft ewig aufrechterhalten müssen, ohne wirklich voranzukommen.“

Gesellschaft unverbundener, entfremdeter Ort, den man nicht verlassen kann, an einer größeren Einheit kann man nicht teilnehmen. Man kann denken an Gemeinschaften von Gläubigen: Ultrareligiöse Gemeinschaften in den USA, die eine Rückkehr fordern zum Unterricht der Kinder in Familien, in Kanada kann man denken an die indigenen Kinder, die von ihren Familien getrennt und auf sogenannte Residence Schools, u.a. auf Knien in Kapellen rutschen mussten und in Massengräbern verscharrt wurden; die Euthanasieanstalten der Nazis, in der Familienmitglieder fern von der Familie umgebracht wurden, verbindungslos. Die Liste solcher Orte lässt sich mühelos erweitern.

In den „Familienkomplexe“ von 1938 nennt Lacan, Familie ein Gefängnis. Masse fängt in der **Familie** an, schrieb Alexander Mitscherlich in Anlehnung an Freud, in einem Artikel der FAZ-Weihnachtsausgabe von 1953. In diesem Artikel geht es um die Rolle der Geschlechter in der bürgerlichen Familie: Familie als Heil, als Ort der Heimkehr, als sicherer Hafen. Mitscherlich stellt diese nostalgische Idee in Frage, die Rolle des Mannes als Versorger, die Frau als Versorgerin in diesem Haus.⁷ Ehe und Familie als ein Netz von Vorurteilen, die selten einer Prüfung unterzogen würden. „Stildruck des Kollektivs“, schlimmer noch sei, so Mitscherlich der „Konformismus.“ Horkheimer und Adorno haben die Kritik an gesellschaftlichen Stereotypen nicht anders ausgedrückt, sie sprechen von „Typen konformierender **Asozialer** (208, Hervorhebungen: svh).⁸

Die bei dem Attentat auf Charlie Hebdo ermordete Psychoanalytikerin Elsa Cayat stellt sich die Frage über die Regressionstendenzen, die auf der Straße in den Demonstrationen für die „natürliche“ bürgerliche, heterosexuelle Familie sichtbar werden und diese idealisieren und verherrlichen, etwa die Nation, das Vaterland, Hass auf den Fremden. Diese Menschen dächten allerdings nicht darüber nach, dass die Familien „huis clos“ des Nichtgesagten seien, in der

⁷ Man dürfe, so Mitscherlich weiter „nicht vergessen, dass gerade diese Höflichkeit nichts Natürliches ist – wie die menschliche Familie überhaupt – sondern im höchsten Maße eine Leistung, eine (bei » guter Erziehung«) in Fleisch und Blut übergehende Anpassungsleistung an die Forderungen der Kultur (369f).“ „Jetzt muss das Essen auf den Tisch“, „Hilfestellung für den Müden“. Soviel sei sicher schreibt er: „dass verschiedene Interessen in der Familie aufeinandertreffen und nicht immer zu einem glücklichen Austrag kommen“.

⁸ In ihrem berühmten Essay „A room of one's own“, geht Virginia Woolf der Frage für die *Bedingungen* von Frauen und Fiktion nach, Geld und das berühmte eigene Zimmer. Während sie spät abends durch die Straßen von Oxbridge (Oxford und Cambridge) wandert, fragt sie sich, welche Wirkung Armut auf den Geist hat, sie denkt an die verschlossenen Türen der Bibliothek und ihr kommt der Gedanke: „how unpleasant it is to be locked out; and I thought how it is worse perhaps to be locked in.“ Sie denkt an die Sicherheit und den Reichtum des einen Geschlechts und die Armut und Unsicherheit des anderen, die Wirkung von Tradition, das Fehlen von Tradition für einen Schriftstellergeist. Schließlich schmeißt sie all diese Gedanken wie den Tag in die Hecke und meint, man sei doch allein mit dieser rätselhaften Gesellschaft, mit der „inscrutable society“ (A room of one's own, Insel: 2019, 31). Bei VW geht um gesellschaftliche Zuweisungen und Rollen. Sie spricht von Frauen, die auf das Heimische festgelegt wurden als „natürliche“ Rolle, auf die Funktion als Kitt für die Familie, die Sorgende, die Nährende, die Sich-Kümmernde.

Familie herrsche: „la haine, la violence, la surdit , l'inceste, l'autorit , la terreur, la solitude, la méconnaissance de soi (35).“

Caroline Eliacheff hat verschiedene Formen des Inzests in ihrem Buch „Mütter und Töchter“ verhandelt. Als Merkmal des Inzests gilt für sie immer der Ausschluss eines Dritten. Im platonischen Inzest zum Beispiel zwischen Mutter und Tochter wird der Vater ausgeschlossen und Mutter und Tochter unterliegen einer Art Symbiose. Die Familie ist demnach der Ort, an dem das vergangene Leiden ausgeschlossen wurde, die Liebe ist der ausgeschlossene Dritte, der S ndenbock⁹, das schwarze Schaf. Sündenböcke haben den Zweck sich sicher zu fühlen, feindselige Regungen und Schuld von sich zu weisen.

Juliet Mitchell bezeichnet die vorgesellschaftliche Situation zwischen Mutter und Kind als eine *buis clos*, die dann aufhört, wenn in der Phantasie des Kindes ein Geschwisterchen naht.¹⁰ Also das Nahen eines Dritten, eines Anderen, eines Rivalen, der die Zweierbeziehung durchbricht. Hier erfolgt der Schnitt: Du bist nicht mehr allein. Öffnung.

Meine erste *buis clos* Erfahrung hatte ich im Alter von zwei oder drei, meine Zwillingschwester und ich spielen im Bett meiner Mutter, schlüpfen unter die Decke. Plötzlich bin ich unter der Decke allein, ich finde den Ausgang nicht, meine Schwester hält ihn zu, ich spüre die Panik der Eingeschlossenen. Auch wenn es nicht lange dauerte, bis meine Mutter mit ruhiger Stimme an meine Zwillingschwester gerichtet etwas sagte und mich befreite, – Gesetz der Mutter (wie Juliet Mitchell es kürzlich in einem Vortrag im Psychoanalytischen Kolleg formulierte: Verkaufe deinen Bruder nicht auf ebay und tausche ihn auch nicht gegen eine Puppe auf dem Jahrmarkt ein, ich weiß, du willst, dass er wieder geht, aber er wird für immer bleiben). Heute noch kann ich den tiefen Schreck, das Gefühl des Eingeschlossenseins spüren, und wie von diesem Zeitpunkt an, ich meine Schwester, die ein so inniger Teil von mir gewesen war, mit Misstrauen begegnete, mich ein stückweit trennte. Jedenfalls traute ich ihr nicht mehr ganz, dieser Anderen, und es formte sich in mir der Wille und die Überzeugung, dass ich stärker sein musste als sie, in jedem physischen Kampf, den wir uns lieferten. Das hatte sie davon. Sie wollte mich einsperren und ersticken, ich würde für meine Freiheit kämpfen.

Der eingekapselte **Schmerz** ist auch eine *buis clos*, ausgelöst etwa durch einen Liebesverlust und der Angst, verlassen und auf sich gestellt zu sein. Wie ein solch innerer Verschluss entstehen

⁹ Ritual aus dem Judentum, AT, die obskure Figur des Asasel, Möglichkeit der Kanalisierung der eigenen Schuld. Ablenkung von sich selbst und der eigenen Aggression. Es geht um Machtspiele, Eifersucht, Rivalität. Der Sündenbock kann Massen über eine simple Identifizierung wieder einen. Das fängt in den Medien an, die heute einen enormen Druck ausüben, einen Sündenbock zu finden. Machtspiele, Verschwörungsmythen, alte weiße Männer, irgendjemand muss doch für die D rre, die Katastrophen verantwortlich sein, finden wir ihn.

¹⁰ „Damit kommt die *buis clos* des vor-sozialen dualistischen Baby-und-Mutter zu einem Ende. Aber, ganz anders, es gibt bereits eine dritte Position mit der Dynamik von zwei Geschwistern und einer Mutter“, in: Fratriachy, 74.

kann, zeigt der Film „De bästa av mödrar“, dt. „Die beste Mutter“ (2005) des finnlandschwedischen Regisseurs Klaus Härö. Er zeigt das Schicksal des neunjährigen Eero, der im Konflikt zwischen zwei Ländern, zwei Sprachen, zwei Müttern zerrissen wird. Die Handlung beginnt nach dem Angriff Stalins auf Finnland 1939. Rahmenhandlung bildet die Erzählung des erwachsenen, gealterten Eero, der seine Mutter Kirsti besucht, nachdem er auf einer Beerdigung war. Rückblick: Kirsti bekommt die Nachricht, dass ihr Mann gefallen ist. Sie fällt in eine Depression. Man beschließt, dass der Junge für die Zeit des Krieges ins friedliche Schweden geschickt wird.

Etwa 70.000 Kinder wurden zwischen 1939 und 1944 nach Schweden evakuiert, Kinder im Babyalter bis etwa vierzehn. Dieser „Umzug“ gehört zu den größten Kinderverschickungen in der Weltgeschichte. Für die Kinder und die Mütter eine Zerreißprobe. Die Kinder kamen meist aus der Arbeiterklasse. Die Mutter musste arbeiten, der Vater war im Krieg. Nach dem Krieg kehrten die meisten zurück in ein vom Krieg schwer gebeuteltes Finnland, kehrten zurück in die schwere Nachkriegszeit. Die Kinder fühlten, dass sie dankbar sein mussten, weil sie die Jahre in Frieden verbracht hatten.

Eero kommt zu einer schwedischen Familie aufs Land. Die Frau, Signe ist enttäuscht. Sie wollte ein Mädchen. Man sieht ihre Ablehnung und ihre Härte gegen den Jungen, wie sie ihm die Hände bürstet, wie sie mit ihm spricht. Zu ihrem Mann sagt sie gleich nach Eeros Ankunft: „Wie kannst du annehmen, dass ich eine gute Mutter sein kann für ein Kind, das ich nicht will!“

Hinter Signes Härte verbirgt sich die Trauer über eine Tochter, die sie verloren hat, das erfährt man später. In dem Haus gibt es ein Zimmer, das abgeschlossen ist, das Kinderzimmer der verstorbenen Tochter. Einmal gehen Eero und eine Freundin hinein, sie zeigt ihm das Zimmer. Eero erhält eine schallende Ohrfeige von Signe.

Eero läuft zum Meer, er findet dort einen Bunker, einen geschlossenen Raum, Symbol des Alleinseins.¹¹

Signe: Ich kenne diesen Jungen nicht. Er ist nur ein Ausländer.

Er: Du bist es, der ihn zum Fremden machst, du bist das!

Nach den Worten des Mannes an seine Frau ändert sich etwas. Signe geht jetzt auf den Jungen zu und nimmt die Mutterrolle an, sie erzählt Eero von ihrer Tochter Elin, die ertrunken ist, und Eero erzählt von seinem Vater Lauri, der gefallen ist. So finden sie zusammen.

¹¹ Es gibt Einschübe, die vom Krieg in Finnland erzählen. Als der Junge auf dem Schulhof ein Flugzeuggeräusch hört, flüchtet er sich den Kellerraum der Schule und wird von den anderen Kindern ausgelacht. Als Familie und Freunde vor dem Radio sitzen, finnisch gesprochen wird, geht er zum Radio und versteht: – Haben die Russen Helsingfors gebombt? –, übersetzt Eero ins Schwedische.

Nun hat sich allerdings Kirsti, Eeros finnische Mutter, in einen deutschen Soldaten verliebt und meint, es sei besser, wenn der Junge in der schwedischen Familie bliebe. Kurze Zeit später bereut sie ihre Entscheidung, sie entscheidet sich für das Kind und möchte, dass Eero nach Hause kommt. Eero nimmt aber an und das bis zu dem Begräbnis seiner schwedischen Mutter Signe sechzig Jahre später, dass seine Mutter Kirsti ihn nie zurückhaben wollte. In ihm ist etwas zerbrochen, er fühlt sich ungeliebt, er spürt einen doppelten Verlust, und dass es keinen Platz für diesen Schmerz, für ihn zu geben scheint. Vielleicht weil man gegen den äußeren Feind, so sehr hatte kämpfen müssen, für Tränen war keine Zeit.

Die Briefe, die aus Schweden kommen, nimmt Eero nicht an. So erfährt er nie die Wahrheit. Sechzig Jahre lebt er mit der Idee, dass er von seiner Mutter nicht gewollt war, bis zu Signes Tod, auf deren Begräbnis er gefahren ist und den Brief öffnet, den er als Kind nicht hatte lesen wollte. So kann sich hinter einer geschlossenen Tür eine Einsamkeit verbergen, ausgelöst durch einen tiefen, nicht ausgesprochenen Schmerz.

(4)

Im Gegensatz zur *buis clos* ist das Sommerhaus ein offener Ort, offene Fenster und Türen, er bietet Abstand vom Alltag und Möglichkeiten der Identifizierung und Gefühlsbindung. Im Gegensatz zu den „verschiebbaren beweglichen Glashäuser(n), die „keine „Aura“ haben, wie Walter Benjamin in seinem Essay „Erfahrung und Armut“ bemerkt. „Das Glas ist überhaupt der Feind des Geheimnisses.“ Was haftet schon an Glas? Nichts Tradiertes. Keine Erfahrung. Abdichtung. Ausschluss. Benjamin führt weiter aus, dass einem bei Betreten eines bürgerlichen Zimmers zwar Gemütlichkeit entgegenschläge, gleichzeitig käme einem der Gedanke „hier hast du nichts zu suchen“, man kann auch sagen: *du gehörst nicht dazu*, denn alles trüge Spuren des Besitzers und seines „Interieurs“. Man fühlt sich ausgeschlossen. In Glasbauten sei es schwer, Spuren zu hinterlassen. Anders das Sommerhaus. Da gibt es ein: Weißt du noch? Es ist mit Erinnerungen verbunden.

Die Sommerhäuser, in denen ich meine Kindheit verbrachte, waren offene Häuser, nie sperrte man die Türen ab, wenn man wegging. Sie lagen in Wiesen mit Walderdbeeren, von denen bekannt ist, dass sie sich oberirdisch wie unterirdisch verbinden und verflechten, sie lagen zwischen Birken und Meer. Nur die Fenster hielt man der Mücken wegen geschlossen. Auch das Klo, an das man bei *buis clos* denken kann, befand sich außerhalb des Hauses, irgendwo mitten in der Natur, auch dort konnte man, wenn man wollte die Tür offenlassen.

Sommerhäuser sind manchmal wie Weihnachten. Die Familie kommt zusammen und dann bumm, Explosion.

Als in Russland die Datscha-Kultur im 18. Jahrhundert unter Peter den Großen begann, waren die ersten Holzvillen prachtvoll und großzügig, sie wurden einem vom Staat zur Nutzung überlassen und lagen ganz in der Nähe der Stadt. Auf die Datscha zu fahren, kam in Mode und man *gehörte zur Gesellschaft*, wenn man es tat.¹²

Aber es hat sich etwas verändert in Russland, wie in Skandinavien. Als ich dieses Jahr den Sommer in einer schwedischen *sommarstuga* verbrachte, stellte ich eine Art Hochrüsten fest. Fernseher, Smeg-Kühlschrank, der Swimmingpool des Nachbarn zwischen Haus und Meer. In einem Buch über die russische Datscha lese ich, dass Mitte der Neunziger als der Kapitalismus in Russland Fußfasste, die Datscha mit allerlei Luxus ausgestattet wurde, „Marmorbäder, Kristalllüster in der Garage (...) Pfauen in den Gärten (114)“, frühere Spielwiesen wurden bebaut, Zugänge zu Flüssen versperrt durch „aggressive Ungeheuer-Mutanten“ wie die Neureichen-Datschen von den alten Datschniki genannt wurden. Waldränder wurden zu Müllhalden, zwischen die Datschen wurden hohe Zäune gezogen. Wo früher die Kinder frei herumliefen, in „geschützten Räumen“, weil jeder jeden kannte, sind es nun, gefährlichere Orte geworden, an denen Fremde herumlaufen, Bau-Gastarbeiter etwa. Man begleitet die Kinder nun zu den Nachbarn. Vor den Datscha-Siedlungen finden sich Schlagbäume und Wachposten. In den Kibbutzim übrigens sperrte man auch nicht ab, habe ich mir erzählen lassen.

Schon zu Gorkis Zeiten ärgerten sich die Bauern über den Müll, den Kehricht, den Dreck der Städter. In Maxim Gorkis Theaterstück „Sommergäste“ aus dem Jahr 1904, kurz vor der ersten Revolution und massiven gesellschaftlichen Umbrüchen, ärgert sich Bassow, Besitzer oder Mieter des Sommerhauses, gleich schon auf der ersten Seite: „Ein blödsinniges Sommerhaus! Elektrische Klingelleitungen, aber überall Ritzen... der Fußboden knarrt.“ Im Sommerhaus kommen und gehen Familienmitglieder, Nachbarn, Freunde. Es ist ein Ort der Geselligkeit, des Zusammenseins, der *guten Gesellschaft*, wenn man auch nicht auf jeden, der kommt, Lust hat.¹³

In den „Sommergästen“ ist das Sommerhaus auch ein Ort der Rivalität: Es wird über andere gelästert. Olga kann die Nachbarin nicht leiden, gesteht aber: „Sie kümmert sich nicht um die Kinder und sie sind alle gesund, sonderbarerweise.“

Majr Lwowna erwidert: „Ihr Mann sagt, dass sie nicht ganz gesund sind. Stimmt das? Was fehlt ihnen denn?“

Die einen tun sich zusammen, um die andere auszuschließen und die Stellung der Mutter im Patriarchat zu sichern.

¹² In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts demokratisierte sich die Datscha und so kamen auch die ärmeren Familien in den Genuss der Sommerfrische. Sie galten dem Spiel und dem Zeitvertreib, später auch baute man, aber nur, weil es von oben verordnet war, Gemüsegärten an, um die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen.

¹³ Bassow und sein Nachbarn sind zum Schachspielen verabredet, aber nun können sie nicht zum Nachbarn gehen, denn, ein Onkel, den er zehn Jahre lang nicht gesehen hat, ist soeben zu Besuch gekommen. Diese Sache ließe sich lösen, wenn die Frau, wenn Warwara mitkäme, aber die durchschaut ihn und lehnt ab.

Die Vorstellung eines Sommerhauses ist auch Verheißung, Flirt, Liebe, Glück ... Doktor Schiwago. Das Leben findet draußen statt, man fährt von der Stadt aufs Land, entflieht den Routinen des Alltags. Keine Verpflichtung, Ungezwungenheit, jeder kann machen, was er will, strawanzen, faulenzten, in den Himmel schauen; Freizeitidyll, Landluft und Landlust; Sinnlichkeit des Augenblicks, l'art de vivre; Tabus werden porös. Mit der Datscha verbunden war eine Vorstellung einer Sozialu-topie: an einem solchen Ort könnte das Zusammen-leben leichter und luftiger sein, weil dort mehr Freiraum herrscht.¹⁴

Wir begegnen in Gorkis Stück Frauen, die unzufrieden und unglücklich sind. Sie kämpfen mit ihrem Platz in der Gesellschaft.

Warwara lässt verlauten: „Sonderbar, wie wir leben! (...) Wir haben einen Haufen Meinungen gesammelt ... die wir mit so einer unguten Eile annehmen und wieder verwerfen... Aber Wünsche, klare lebhaftete Wünsche haben wir nicht... Nein, die haben wir nicht! (...) ... Wir leben unaufrichtig, unschön, langweilig (24).“

Warwara sagt zu ihrem Bruder: „Ich bin aus irgendeinem Grund traurig, Wlassik! Weißt du ... man hat manchmal, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, plötzlich das Gefühl, eine **Gefangene** zu sein ... Alles erscheint einem **fremd**, insgeheim sogar **feindlich** ... alles ist so sinnlos, so überflüssig ... Und alle nehmen das Leben irgendwie nicht ernst... Auch du... (Hervorhebung svh 10).“ Ihr Bruder wirft ihr vor, sie wolle, dass er ernst sei: „So will der Einäugige auch all seine Nächsten einäugig haben (11).“¹⁵

Warwara möchte zu anderen Menschen, zu den einfachen, die eine *andere* Sprache sprechen. Die Frauen sind mit der Frage der gesellschaftlichen Strukturen beschäftigt, weil sie sie betrifft. Die Statik der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es geht um, wie der Regisseur Peter Stein sagt: „Nicht (um) die triumphalen, siegreichen Aspekte einer emanzipatorischen Bewegung, sondern die Verfangenheit im Alten, die quälerischen und selbstquälerischen Aspekte dieses Impulses »Rauszugehen« – sie sind Gegenstand und Thema des Films. Ich glaube, dass der Gorki recht hatte, wenn er einen solchen Tatbestand an Frauen abhandelte. Weil für Frauen ein selbständiges Herausschreiten aus dem Zusammenhang, in dem sie sich befinden, eine viel, viel schwierigere Angelegenheit ist als schon für Männer.“

Am Ende des Stücks nach vielen angefangenen und nie zu Ende gebrachten Gesprächen sind es schließlich die Frauen, die gemeinsam, zusammen hinaustreten und sich aufmachen in ein anderes Leben, Sommerhaus und Familie hinter sich lassen.

¹⁴ Ein Utopos ist ein Nichtort, wenn es einer wird, ein wirklicher, dann lehrt die Geschichte, geht es schief.

¹⁵ Mit Freud in Massenpsychologie und Ich-Analyse gesprochen: „Wenn man schon selbst nicht der Bevorzugte sein kann, so soll doch wenigstens keiner von allen bevorzugt werden.“ Sippenhaft, aus der man sich befreien muss.

„It is very dangerous to be an indoor sitter“, lässt Tove Jansson ihre Mumin-Figur sagen.

Deshalb verlassen Toves Figuren oft ihre Häuser, um etwas im Außen, in der Gesellschaft mit anderen zu finden. Mir ging es um die Schwelle, über die man nicht kommt, die Tür, die sich nicht öffnet. Um das, was verschlossen bleibt in uns und in unseren Gesellschaften. Diese *buis clos* hat mich einiges an Unlust gekostet. Nun versuche ich *buis clos* als „oui“ zu hören, als Ja, als ein Ja zu etwas, ein Ja zum Sommerhaus. Ja dazu, dass etwas offengehalten wird. Ja zum Begehren. Ja zu einer Psychoanalyse als einer „künstlichen Lunge“ (Lacan) in einer erstickenden Welt.¹⁶

In seiner Bordeaux Rede spricht Lacan auch davon, dass sie, diese Psychoanalyse eine „extra-territoriale“ Position habe, und da gäbe es eine „Eingangspforte“ für eine Frage. „Was ist die Wahrheit (vérité)?“ „Es ist etwas in der Natur Verborgenes, und dann kommt es heraus, ganz natürlich, es kommt aus einem Schacht heraus. *Es kommt heraus*, aber das ist nicht genug, *es sagt* (22).“

Ich verweise auf den Vortrag von Stéphane Habib „Pour une psychanalyse à venir“, dass es beim psychoanalytischen Hören eben auf jenen Rest, den Schrott, den Dreck ankommt. Er zitiert aus dem Brief Freuds an Fliess: „Ebenso gehen alle Geburtsgeschichten, Fehlgeburt, Periode über das Wort »Abort« (Abortus) auf den Lokus zurück.“¹⁷ Etwas, das man loswird, loswerden will, das dazugehört zum Menschsein und, das verschwindet, unter der Erde, unter der Stadt, unter, unter... Bei seinem Geschäft will man nicht gesehen werden, es braucht das Örtchen der Abfuhr, einen geschützten Raum, für das, was man loswerden will. Der Analytiker auf dem Platz des Unmöglichen, des Realen... dort, wo sich etwas verschließt.¹⁸

Huis clos als ein Ja zum Schließen. Schließen wir diese Tür, dieses Kapitel, schließen wir es, um ein Neues zu öffnen, für eine neue Zusammenarbeit, für ein Zuhören, in dem etwas entstehen kann, für menschlichere Verbindungen in unserer Kultur.

Ich möchte mit den Worten der Dichterin, der Modernistin Edith Södergran schließen:

„Ur vår stilla trädgård ska vi giva världen ett nytt liv.“

„Aus unserem stillen Garten werden wir der Welt ein neues Leben geben.“

¹⁶ Siehe Colette Soler, Freud Vorlesung, Lacan 1973.

¹⁷ Brief Freud-Fliess, zitiert nach Stéphane Habib: Pour une psychanalyse à venir, Eröffnungsvortrag, 1. Dezember 2023.

¹⁸ Lacan spricht in „Meine Lehre“ von dem Unterschied zwischen Menschen und Tieren, den man gerne vergisst und von dem man nur mit Verlegenheit spricht: „Comment appeler ça? mon Dieu, de la façon la plus simple – l'évacuation de la merde.“ (Wie soll man es nennen? mein Gott, auf die einfachste Weise – die Entsorgung der Scheiße, 72). Hochkultur = Rohre und Kloaken, damit beginnt die Stadt, „erstaunliche Analogie (...) zwischen Müllkippe und Kultur (culture) (74)“.

Literatur

Cayat, Elsa: Noël ça fait vraiment chier!, Paris 2015.

Freud, Sigmund: Warum Krieg?, Zürich 1972.

Gorki, Maxim: Sommergäste, Stuttgart 1975.

Habib, Stéphane: Faire avec l'impossible. Pour une leance du poltique, Paris 2017.

Horkheimer, Max und Theodor Adorno: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt 2011.

Lacan, Jacques: Meine Lehre, Berlin 2008.

Ders.: Mon enseignement, Paris 2005.

Ders.: Les complexes familiaux (1938), in Autres ecrits, Paris 2001.

Mitscherlich, Alexander: Gesammelte Schriften, Bd. VI, Frankfurt 1983.

Rumjanzewa, Marina: Auf der Datscha. Eine kleine Kulturgeschichte und ein Lesebuch, Zürich 2019.

Filme

Audry, Jacqueline: Huis clos, 1954.

Härö, Klaus: De bästa av mödrar, 2005.

Stein, Peter: Sommergäste, 1976.